Haus und Welt

Ständchen

Die junge Nacht, die Freundin stiller Liebe,
Legt leichte Schleier über Flur und Hain;
Des Geißblatts Duft dringt in dein Fenster ein,
Berauschend süß, und all die Blütentriebe,
Sie ranken sehnsuchtsvoll zu dir hinein!

Mit ihrem Hauche schwebet meine Seele
Zu dir, zu dir! Und meiner Liebe Lied,
Das zitternd, glühend meiner Brust entflieht,
Auf daß es heimlich dir ins Herz sich stehle,
Wie Opferduft zu dir, Geliebte, zieht.

Zeigst du dich nicht? Ob ich dich gleich nicht sehe,
Weiß ich, du blickest lauschend in die Nacht.
Scheust du den Mond, der dir ins Fenster lacht?
Er ist uns hold! Sieh, seines Zaubers Nähe
Zum Paradiese uns die Erde macht.

Willst du nicht zu mir herunterneigen?
Warum entziehst du dich mir, schönes Bild?
Scheucht dich mein Lied, von Liebesglut erfüllt,
Du Angebetete, so will ich schweigen
Tief wie die Nacht, die lautlos uns umhüllt.

Beugst du dich endlich doch zu mir hernieder?
Seh ich im Mondenschein dein Angesicht?
O bleib, Geliebte, du! entfliehe nicht!
Da du es willst, verstummen meine Lieder,
Und schweigend meine Seele zu dir spricht.

Die Fahnenweihe

Von Arnold Vertesi.

In Vamos bereitete man sich zur Einweihung der neuen Fahne des Gesangvereins vor. Die neue prächtige Fahne ruht bereits sorgsam eingerollt, in der Wohnung des Vorstandes.

Der Ausschuß des Vereins tat sein Möglichstes, um das Fest glänzend zu gestalten. Als Fahnenmutter wurde die Frau Obergespan gewonnen, die zwar nicht erscheinen und am Tage der Fahnenweihe gewiß krank sein wird, denn so machte sie es gewöhnlich, jedenfalls ist aber dadurch jedem Groll unter den Vamoser Damen vorgebeugt worden.

Eine schwere Aufgabe war das Auswählen der Kranzjungfern, die, weiß gekleidet, das Gefolge der Fahne bilden sollten. Zuerst war nur von sechs oder acht die Rede, dann erhöhte man deren Zahl auf sechzehn, um ja kein Mädchen auszulassen, das sich vielleicht beleidigt fühlen könnte.

Aber zu dem Festkomitee kamen tagtäglich besorgte Väter oder begeisterte junge Leute, um nachzufragen, ob man nicht diese oder jene vergessen hat? „Ich bitte, es wäre ein großer Fehler, wenn man sie wegließe. Es ist eine vornehme, einflußreiche Familie, sie waren auch immer unterstützende Mitglieder des Gesangvereins, bitte sie ja nicht zu vergessen."

Einmal mußte aber doch ein Ende gemacht werden.

Man beschloß, die Zahl der Kranzjungfern auf vierundzwanzig zu erhöhen. Dann wird schon jede Gesellschaftsschicht, jede Klasse vertreten sein, damit sich ja niemand beklagen könne.

Jetzt war nur noch übrig, die auserwählten jungen Damen auch einzuladen. Der eifrige Präsident übernahm selbst diese Mission und er besuchte in Begleitung dreier Ausschußmitglieder der Reihe nach die mit Töchter gesegneten Häuser.

Man begann bei den vornehmsten Familien: bei Bartha, Groß Kenderessy. Frau Bartha war sehr gnädig, sie sagte nicht nur die Teilnahme ihrer Gisela, sondern auch die der kleinen Margarete zu, obwohl diese erst zu Weihnachten vierzehn Jahre alt und das ihr erstes öffentliches Auftreten sein wird.

Die schöne, brünette Marie Groß war sofort dabei:

„Warum nicht? Von Herzen gern. Nicht wahr, Mama?"

Die gnädige Frau hatte nur das bestimmende „Ja" auszusprechen.

Auch die Kenderessys weigerten sich nicht. Frau Kenderessy hätte nur gewünscht, daß man auch Familie Baron Waldburg aus Konya einlade. Baronesse Else wird mit ihrer Aurelia ein schönes Paar bilden.

Als man sie aber aufklärte, daß zu diesem Fest nur Ortsbewohner eingeladen werden können, gab sich Frau Kenderessy großmütig auch damit zufrieden.

Der erste Tag begann sehr gut. Ueberall wurde zugesagt, an dem Fest des Gesangvereins teilzunehmen. Am nächsten Tag machte man nur bei zwei oder drei bürgerlichen Familien Schwierigkeiten: man liebt keine Paraden und drängt sich nicht unter die Vornehmen. Die Mädchen jedoch hatten überall große Lust zur Sache, und der Präsident des Gesangvereins verstand es so beredt zu beweisen, daß dies ein Fest des ganzen Vamos, ein Fest der ganzen Bürgerschaft sei, daß selbst die verwitwete alte Schneiderfrau Hanko sagte: nun gut, sie läßt ihrer Enkelin ein schönes weißes Kleid machen, darin kann sie gehen.

Aber schon am dritten Tag kam ein Brief von Frau Kenderessy. Sie bedauert sehr, ihre Tochter kann aber an der Fahnenweihe nicht teilnehmen.

Unmittelbar darauf kam ein Schreiben der Frau Bartha. Der Inhalt war derselbe: sie bedauern, auch sie können nicht teilnehmen.

Der Präsident des Gesangvereins eilte sofort zu ihnen.

„Aber, ich bitte sie, meine Damen!"

Frau Kenderessy blieb unerbittlich. Kalt, hochmütig wies sie den Flehenden ab und ließ sich in keine weiteren Erklärungen ein. Frau Bartha ging mit dem armen Präsidenten schon milder um.

„Lieber Bodor, sie können doch nicht verlangen, daß unsere Töchter zusammen mit den Töchtern irgendwelcher Schuster, Schneider und Tischler auftreten. Was fällt Ihnen ein, ich höre, daß sie auch Julcas Hanko eingeladen haben, deren Mutter einmal bei uns Stubenmädchen gewesen ist."

Der Präsident entschuldigte sich: „Wir konnten dem nicht ausweichen. Es ist eine wohlhabende Familie und sie haben eine ausgebreitete Verwandtschaft. Julcas Vater ist Ausschußmitglied des Magistrates. Auch der Obergespan ladet ihn ein, wenn er ein großes Diner gibt."

Bei Frau Bartha fingen solche Erwägungen nicht.

„Der Obergespan, das ist etwas ganz anderes. Die Männer können gar manches tun, was wir Frauen nicht tun dürfen. Nein, lieber Bodor, das kann nicht sein, daß unsere Töchter... wohin denken Sie?"

Dem Präsidenten traten die Schweißtropfen auf die Stirne.

„Wir haben sie schon eingeladen, wir können nicht mehr zurücktreten. Und dann, bitte, unter den Mitgliedern des Gesangvereins gibt es viele einfache Bürger, Kleinkaufleute, Gewerbetreibende, auch auf diese muß Rücksicht genommen werden."

Frau Bartha zuckte die Achseln. Sie sagt ja nicht, daß man jemand ausschließen soll.

„Sie dürfen nur nicht verlangen, lieber Bodor, daß auch wir dort sein sollen. Das können Sie wirklich nicht verlangen. Man geht ja wohl zu einer Bauernhochzeit, auch zu einer Taufe, wir lassen uns gern zu den Leuten niedrigen Ranges herab. Das ist aber etwas ganz anderes."

Als es in der Stadt bekannt wurde, daß Familie Bartha, Kenderessy und die übrige vornehme Welt an der Fahnenweihe nicht teilnehmen werden, begann sich plötzlich die ganze Intelligenz zurückzuziehen. Die Komitats- und Kommunalbeamten, die Richter des Bezirksgerichtes, die Beamten der Finanzdirektion, sie alle überlegten, ob ihr Töchter bei der Fahnenweihe erscheinen können, wenn Aurelie Kenderessy, Marie Groß, Gisela Bartha einmal erklärt haben, daß sie nicht zugegen sein werden.

Der Präsident raufte sich die Haare. Entsetzlich. Was wird aus der glänzenden Fahnenweihe werden? Von den vierund-

zwanzig Kranzjungfern sind nur mehr neun übrig, und auch diese sind meist Töchter einfacher Bürgersfamilien.

Aber auch den Uebriggebliebenen ist nicht zu trauen. Eine Woche vor der Fahnenweihe kommt der Rechnungsbeamte des Tabakeinlösungsamtes mit großem Gepolter zu dem Präsidenten gestürzt. Man beliebe auch seine Tochter zu streichen. Er ist ein königlicher Beamter, auch er will nicht, daß seine Tochter zu den Leuten niedrigen Ranges zähle.

Von der Intelligenz war nur mehr die Tochter des Doktor Homorod übrig. Auch die weint, daß sie gehen muß, aber sie wagt nicht zu widersprechen, denn ihr Vater will von einer Absage nichts wissen. Warum nicht gar! Er wird doch nicht wegen einer Mädchenlaune seine besten Patienten verlieren. Die Schneider, Schlosser sind mehr wert, als die vornehmen Herren, denn jene zahlen, diese aber nicht.

Der reiche Metzger Valentin Jüros begab sich aufgebracht zum Präsidenten des Gesangvereins.

„Wer ist es also, der sich mit meiner Tochter nicht in eine Reihe stellen will?"

Der Präsident beschwichtigte ihn so gut er konnte.

„Einige haben allerdings abgesagt, doch liegt darin, bitte, durchaus keine beleidigende Absicht, nur aus Familiengründen. Man braucht deshalb nicht aufgebracht zu sein. Das Festkomitee hat schon für die Besetzung der leeren Plätze gesorgt. Bitte, nur ganz ruhig zu sein, alles wird in Ordnung gehen."

„Es sei aber auch so," drohte der erzürnte Metzger, „denn sonst ..."

Er sagte nicht, was sonst geschehen wird, aber der Präsident wußte, daß es sonst zu einem riesigen Skandal kommen wird. Der ganze Gesangverein schwebte in Gefahr.

Aber wie immer sich auch der Präsident abquälte, er fand keinen Ausweg. Davon, daß das Festkomitee für neue Kranzjungfern sorgen werde, war keine Rede, das war nur ein leeres Versprechen. Aber auch das Fest ließ sich nicht aufschieben. Die ausübenden Mitglieder des Gesangvereins, die Bürger, Handwerker Kleinkaufleute forderten laut: „Es muß abgehalten werden. Justament muß es abgehalten werden."

Der Präsident sah die große Gefahr, hier konnte nur mehr ein Wunder helfen. Und dieses Wunder geschah auch. Drei Tage vor dem Feste verschwand die neue Seidenfahne. Ein unbekannter Täter hatte sie bei Nacht aus dem Vorzimmer des Präsidenten gestohlen.

Man hat nie erfahren, wer es gewesen ist.

Den Schaden hat der wackere Präsident wieder ersetzt, er hat aber ausbedungen, daß man für dieses Geld keine neue Fahne anfertigen lassen darf. Der Vamoser Gesangverein kann unter der alten Fahne noch lange mit Triumph wirken.

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Ungarischen von L. Reuscha.)

Die flüchtige Brautschau

Von Michail Soschtschenko.

Vor kurzem heiratete Jegorka Basof; eine prächtige Frau hatte er gefunden, mit einem roten Gesicht und so zwei Zentner schwer. Ueberhaupt: der Mann hatte Glück.

Bis dahin war Jegorka zwei Jahre lang Witwer gewesen — keine wollte ihn haben. Gefreit hatte er aber fast um jede. Sogar um die lahme Soldatenfrau aus dem Städtchen. Die Sache ging aber im letzten Moment wegen einer Kleinigkeit doch noch auseinander.

Von dieser Freite liebte Jegorka sehr zu erzählen. Dabei log er ganz unwahrscheinlich, und dichtete jedesmal immer neue und interessantere Einzelheiten hinzu.

Alle Bauern kannten diese Geschichte schon auswendig, aber bei jeder Gelegenheit bestürmten sie Jegorka mit Bitten, sie wieder von neuem zu erzählen. Sie bogen sich dann schon im voraus vor Lachen.

„Wie hast du damals gefreit, Jegorka?" fragten sie zwinkernd.

„Weiß der Teufel, — ich habe mich wohl versehen," sagte Jegorka.

„Du hast dich wohl übereilt? Was?"

„Sicherlich," sagte Jegorka, „es war gerade Erntezeit, da sollte man mähen, tragen, einfahren, — und gerade in diesem Moment stirbt meine Frau. Heute, sagen wir, wurde sie krank, am nächsten Tag stand es schon schlimm mit ihr. Sie phantasierte und warf sich auf ihrem Lager herum.

„Nun," sagte ich zu ihr, „ich danke Ihnen auch Katherina Wassiljewna, Sie morden mich gleichsam auch ohne Messer. Sehr zur Unzeit haben Sie beschlossen, zu sterben. Halten Sie doch noch bis zum Herbst aus."

Sie wollte aber davon nichts wissen.

Da ließ ich den Feldscher kommen. Für ein Pud Hafer. Der schüttete zuerst den Hafer in seinen Sack, dann sagte er:

„Die Medizin ist hier machtlos. Es ist unvermeidlich, daß Ihre Frau sterben wird."

„An was für einer Krankheit denn", fragte ich.

„Das ist," sagte er, „der Medizin wiederum nicht bekannt."

Schließlich verschrieb er ihr doch ein paar Pulver und fuhr dann fort. Die Frau phantasierte weiter und in der Nacht starb sie.

Da heulte ich natürlich. Es war gerade Erntezeit und ohne Frau nicht daran zu denken, alles zu schaffen. Ich war völlig ratlos. Es gab nur eine Möglichkeit, sich rasch wieder zu verheiraten. Aber da war die Frage wieder: wen? Manche hätte mich ja ganz gerne genommen, aber so in Eile wäre es ihr natürlich peinlich gewesen. Ich hatte es aber sehr eilig.

Ich spannte also an, zog die neuen Hosen an, wusch die Füße und fuhr los.

So kam ich ins Städtchen und ging zu meinen Bekannten.

„Wir sind mitten in der Ernte," sagte ich, „zu langen Unterhaltungen ist keine Zeit. Habt ihr nicht irgendeine, meinetwegen ganz schlechte Frau für mich? Ich habe ein kolossales Interesse für eine rasche Heirat."

„Es gibt schon welche," sagten die Leute, „aber wer denkt jetzt während der Ernte an Hochzeit? Auf alle Fälle geht aber mal zu Anisja, der Soldatenfrau, vielleicht, daß ihr sie herumkriegt."

Das tat ich denn auch.

Ich kam hin und sah: auf einer Truhe saß eine Frau und kratzte sich den Fuß. „Guten Tag," sagte ich, „hören Sie auf zu kratzen, ich komme in einer wichtigen Angelegenheit."

„Das eine," sagte sie, „stört keineswegs das andere."

„Nun," sagte ich, „es ist Erntezeit und wir wollen keine langen Reden führen, — wir wollen heiraten? Und morgen fahren Sie aufs Feld hinaus, Garben binden."

„Das geht," sagte sie, „wenn Sie Interesse für mich haben."

Ich sah mir die Frau an. Sie schien nicht schlecht, — alles war vorhanden, sie war kräftig und konnte sicher arbeiten.

„Ja," sagte ich, „aber antworten Sie mir bitte zuvor, wie alt sind Sie?"

„Na," erwiderte sie, „mein Alter ist vielleicht gar nicht so hoch wie es den Anschein hat. Meine Jahre sind nicht gezählt. Aber das Geburtsjahr ist — der Wahrheit die Ehre — 1886."

„Gut," sagte ich, „wenn Sie nicht lügen, ist alles in bester Ordnung."

„Nein, ich lüge nicht; Gott strafe die Lüge. Soll ich mich fertigmachen?"

„Ja, haben Sie viel Sachen?"

„Nein," sagte sie, „ich besitze nicht viel: eine Truhe und ein Federbett, das ist alles."

Wir luden die Truhe und das Bett auf den Wagen; ich ließ auch noch einige Kochtöpfe und Holzscheite mitgehen, dann fuhren wir los.

Ich trieb mein Pferd an und mein Frauchen saß auf der Truhe und machte Zukunftspläne, wie sie leben würde, was man so kochen könnte. Auch würde es nichts schaden, mal in die Badestube zu gehen — drei Jahre sei sie schon nicht mehr gegangen, usw.

Endlich kamen wir an.

„Steigen Sie aus," sagte ich.

Mein Frauchen kletterte aus dem Wagen. Da sehe ich — sie stieg so merkwürdig aus — so von der Seite, als ob sie auf beiden Beinen hinken würde. Ach, dachte ich, das ist ja eine dumme Sache!

„Sie scheinen ja wohl so ein wenig zu hinken?" fragte ich.

„Ach nein," sagte sie, „ich kokettiere nur so."

„Ja, wie geht denn das zu? Wenn Sie wirklich hinken, so ist das eine ernste Angelegenheit. Ich kann eine hinkende Frau in der Wirtschaft nicht gebrauchen."

„Ach, das hat nichts zu sagen," meinte sie nun, „das ist nur am linken Fuß. Er ist im ganzen nur eine Handbreit kürzer."

„Eine halbe oder eine ganze Handbreit, das ist gleichgültig. Wir sind mitten in der Ernte und zum Nachmessen ist keine Zeit. Aber es ist ganz undenkbar. Sie können ja nicht einmal Wasser tragen, alles würden Sie verschütten. Entschuldigen Sie schon, aber ich habe mich übereilt."

„Nein," sagte sie, „die Sache ist jetzt abgemacht."

„Nein," sagte ich, „ich kann unmöglich. Alles paßt ausgezeichnet: Ihr Gesicht gefällt mir ausnehmend gut, und auch Ihr Geburtsjahr — aber ich kann nicht. Verzeihen Sie, aber das mit dem Fuße habe ich übersehen."

Nun fing das Frauchen an zu schreien und zu schimpfen! sie wurde auch handgreiflich — das ließ sich schon nicht vermeiden. Ich begann aber, im stillen schon die Sachen auf den Hof zu tragen,

Einige Male fuhr sie mir noch übers Gesicht, dann sagte sie: „Nun," sagte sie, „Bauer, dein Glück, daß du's bemerkt hast. Fahr' mich jetzt zurück."

Wir setzten uns in den Wagen und fuhren los. Als wir aber noch gute sieben Werst vom Städtchen entfernt waren, überkam mich eine wahnsinnige Wut.

„Es ist Erntezeit," dachte ich, „da kann man nicht viel Umstände machen, — und ich sollte da Bräute nach Hause fahren."

Ich warf kurz entschlossen ihre Habe vom Wagen und wartete ab, was nun kommen würde. Das Frauchen sprang natürlich ihrer Habe nach. Ich warf meine Stute herum und fuhr im Galopp in den Wald.

Damit endete auch die Geschichte mit der Soldatenfrau.

Wie sie aber mit ihrer Truhe und dem Federbett nach Hause gekommen ist, weiß ich nicht. Angekommen muß sie aber sein, denn nach einem Jahr hat sie dann doch geheiratet."

Die Geschichte eines Elements

Von Dipl.-Ing. Dr. Arthur Hamm.

Vor 60 Jahren veröffentlichte in der Zeitschrift „Les Mondes" Georges Leclanchee die erste Beschreibung seines Salmiak-Elementes, das in der Herstellung von Elementen gewissermaßen Epoche gemacht hat. Damals bestand die ganze Elektrotechnik fast nur aus Telegraphie. Das Telephon war zwar wenige Jahre vorher von Philipp Reis erfunden worden, aber die Anwendung in der Praxis fand es erst über ein Jahrzehnt später. Auch die Dynamo-Maschine war bereits erfunden, aber von Anwendung noch weit entfernt. Der elektrische Strom, der damals gebraucht wurde, konnte lediglich in Elementen erzeugt werden. Daher war die Konstruktion eines neuen und sehr brauchbaren Elementes für die Elektrotechnik von größter Bedeutung. Das war das Leclanchee-Element in der Tat. Es gab auch schon vorher Elemente wie das Bunsen- und das Chromsäure-Element, die sehr leistungsfähig waren, hohe Spannungen und auch verhältnismäßig große Stromstärke gaben, aber sie hielten nicht lange vor. Wenn der negative Pol, meistens ein Zinkzylinder, nicht schnell zerstört wurde, so starb das Element an der Polarisation. Darunter versteht man den Vorgang, daß der bei der Zersetzung der Element-Flüssigkeit gebildete Wasserstoff zum positiven Pol wandert und diesen mit einer Gashaut umgibt, wodurch der Pol gegen die Flüssigkeit mehr als gut isoliert wird. Damit hört natürlich der Stromfluß auf, und das Element ist erledigt. Hiergegen fand Leclanchee ein vorzügliches Hilfsmittel, indem er den positiven Pol, einen Kohlestift, mit Braunstein umgab. Zwar waren schon vor ihm solche Versuche gemacht worden, aber mit geringem Erfolge, wohl teilweise, weil schlechtes Material verwendet wurde. Leclanchee nahm einen vorzüglichen Naturbraunstein und hatte Erfolg. Das neue Element gab zwar nur etwa 1½ Volt Spannung, also ½ Volt weniger als einige der schon bekannten, aber es hielt außerordentlich lange vor. Eine Erneuerung war erst nach Jahr und Tag nötig. Wenn man einen guten, kräftigen Zinkzylinder verwendete, hielt es fast beliebig lange Zeit. Damit war der Telegraphentechnik ein sehr guter Dienst erwiesen, denn bei den vielen kleinen Aemtern war die Auswechslung der Elemente schwierig und kostspielig. Deshalb führte sich das Salmiak-Element sehr schnell ein und hat zu seinem Teil dazu beigetragen, der elektrischen Telegraphie zu ihrem großen Aufschwung in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu verhelfen.

Auch heute noch, obgleich wir längst leistungsfähige Dynamo-Maschinen von riesigen Abmessungen haben, ist das Salmiak-Element ein technisch wichtiges Gerät. In häuslichen Klingelanlagen wurde es von jeher verwendet, da es sehr konstant ist, keine Gase abscheidet und bei der geringen Beanspruchung einer solchen Klingelanlage lange Zeit hält. Dann kam die elektrische Taschenlampe auf, die wieder ein sehr leistungsfähiges Element von geringem Gewicht verlangte. Man hatte inzwischen gelernt, die lästige Flüssigkeit in den Salmiak-Elementen zu vermeiden, indem man die Lösung durch passende Zusätze zu einer Gallerte verdickte und das ganze Element mit einer Vergußmasse abschloß. So entstanden die Trockenelemente, die natürlich für Taschenlampen das Gegebene waren, weil sie in jeder Lage Strom abgaben und nie irgendwelche Flüssigkeit ausfließen lassen konnten. Für diese Zwecke mußte das Element in einer Kleinheit hergestellt werden, an die man früher nicht gedacht hatte. Aber auch dafür erwies es sich als gut geeignet. Einen neuen Aufschwung, und zwar von bisher ungeahntem Maße, bekam aber die Industrie, als der Rundfunk sich ausbreitete. Zwar für die Heizung der Röhren war der Akkumulator schwer zu entbehren. Die hierfür zeitweilig verwendeten Trockenelemente größter Abmessungen konnten sich nicht recht einführen, weil ihr Betrieb zu kostspielig war. Aber als Anodenbatterie ist das Leclanchee-Element auch heute noch fast unersetzlich. Die letzten Jahre haben uns zwar eine lebhafte Entwicklung der Netzanschlüsse gebracht, die den Anodenstrom unmittelbar aus dem Lichtnetz entnehmen, aber die Fabrikation von Anodenbatterien ist dadurch nicht wesentlich beeinträchtigt worden. Die Erfahrungen, die man in der Herstellung kleiner Elemente bei Taschenlampenbatterien gemacht hatte, kamen der Herstellung der Anodenbatterien in vollem Maße zugute. Nachdem anfänglich mancher Schund auf den Markt gebracht worden war, ist man heute so weit, daß außerordentlich lagerfähige Elemente von guter Erholungsfähigkeit hergestellt werden können, die also in den Pausen zwischen der Benutzung, die ja recht lang sind, ihre ursprüngliche Spannung zum größten Teil wieder erlangen. Durch die Vereinigung der Hersteller von Anodenbatterien wird dafür gesorgt, daß die Verbandsbatterie dem Käufer eine Gewähr für Qualität bietet.

Wissenschaft und Forschung haben natürlich das ihrige getan, um das rein empirisch gefundene Leclanchee-Element nach Möglichkeit zu verbessern. Für den Genius des Erfinders ist es aber kennzeichnend, daß erst jetzt, nach 60 Jahren, eine wirkliche Verbesserung — wenn man von der Einführung der Trockenelemente absieht — gefunden wurde. Diese besteht in dem Ersatz des Salmiaks (Chlor-Ammonium) durch eine Lösung von Chlor-Magnesium mit einem Zusatz von Magnesium-Chlorür, wodurch die Lebensdauer und Erholungsfähigkeit der kleinen Trockenelemente erheblich erhöht wurde. Im übrigen hat die Wissenschaft nur gezeigt, daß Leclanchee instinktiv das Beste getroffen hat. So ist zum Beispiel der als positiver Pol versuchsweise verwendete künstliche Graphit weniger geeignet als der natürliche, obgleich er reiner ist. Ebenso ist künstlicher Braunstein trotz seiner großen Reinheit und Feinkörnigkeit weniger gut als natürlicher. Er wird nur zu dem natürlichen etwas zugesetzt, in der Hauptsache wohl des Preises wegen. Aber sonst hat sich das Element in diesen 60 Jahren nicht verändert, und es wird so, wie es Leclanchee geschaffen hat, wahrscheinlich noch viele Jahrzehnte der Technik und dem Publikum die großen Dienste leisten, die es bisher schon geleistet hat.

Das dunkle Tor

Wenn ein Indianer einen Korb erhält, dreht er der Angebetenen, die ihn verschmäht, eine lange Nase, steckt sich eine neue Friedenspfeife an und sucht sich eine andere weibliche Rothaut, die bereit ist, sein Wigwam zu teilen. Anders dagegen dachte der arme Kurt Zörrgiebel, der nicht nur die Bänke der Unterprima drückte, sondern auch sterblich und unsterblich in seine Tanzstundenfreundin Alma mit ihrem Bubikopf verliebt war.

Lieben und geliebt zu werden, sagte er sich oft in Stunden seliger Hoffnung, ist das größte Glück auf Erden. Doch die Sache lag so, daß für ihn nur das Aktiv in Frage kam, nicht das Passiv. Er liebte selber heftig, aber die Gegenliebe blieb aus.

Wer hält das auf die Dauer aus?

In seinen Mußestunden, wenn er nicht heimlich vor dem Hause der reizenden Alma hoffnungslose Spaziergänge machte, las er nur noch den Hamlet und Lenaus wehleidigste Gedichte. Seine Wangen wurden schmaler und blasser. Ach, und nun hatte der ruchlose Mathematikprofessor gar seine letzte Klassenarbeit als mangelhaft bis ungenügend bezeichnet und ihm den Aufstieg zu Ostern schon halb verdorben. Die Welt steckt voller Banausen, die kein Verständnis für die Nöte und zarten Herzensregungen eines Unterprimaners haben.

Stand das Lebensbarometer schon auf Veränderlich, so fiel es bei Rückgabe der schlechten Arbeit rasch auf Regen, Sturm und Unwetter. Kurt Zörrgiebel sah nur noch den einzig möglichen Ausweg vor sich. Wie Othello, der Mohr von Venedig, wie Mortimer, der arme Leidensgenosse, der auch den Korb nicht überstehen konnte, den die undankbare Maria Stuart ihm gegeben hatte, wie Sappho, die verliebte Dichterin, die vor kalter Wut ins Meer sprang, wie er im Theater gesehen hatte, wie der bedauernswerte Verlobte der Braut von Messina, der im Leben nicht das höchste der Güter erkennen wollte, wie Egmonts geliebtes Klärchen, die dem Apotheker zu verdienen gegeben hatte, wie noch unzählige andere klassische Gestalten wollte auch er freiwillig seinem verfehlten Dasein ein Ende machen. Kann die Welt einem Unterprimaner denn noch etwas bieten, wenn Alma ihn nicht erhören will?

Aber wie aus dem Leben scheiden?

Durch Leuchtgas? Durch Befestigung des Hosenträgers am Fensterkreuz? Durch eine Kugel, die frei nach Uhland geflogen kommt? Durch einen Sprung von einer Brücke, der frei nach Schiller den Betreffenden frei macht?

Wer die Wahl hat, hat die Qual. Auch der, der sich für anständigen Freitod entscheidet. So sagt der Gebildete nämlich heute, weil das Wort Selbstmord unästhetisch klingt

Nach langem Ueberlegen entschloß Kurt Zörrgiebel [illegible] Strychnin. Weil er bei seiner Mutter in keinem Küchenschubfach etwas finden konnte, vertraute er seinen Schmerz und seine Absicht schließlich seinem Klassenkameraden Ferdinand Schwabb an, dessen Vater eine Apotheke besaß, aus der der Sohn wohl einige Gramm Strychnin entwenden konnte, ohne daß der Alte es merkte. Lächelnd ging Ferdinand auf den bescheidenen Wunsch des Freitöters ein und gab ihm am nächsten Morgen ein Fläschchen in Wasser aufgelösten Strychnins. Kurt drückte ihm unter der Bank die Hand zum Dank und zugleich zum Abschied.

Daheim schrieb er einen rührenden Brief an seine armen Eltern und einen andern an seine angebetene Alma, der er nur mit Recht die ganze Schuld in die niedlichen Schuhe schob, legte beide Briefe versiegelt auf den Tisch und nahm das Fläschchen. Mit Heldenmut trank er den Trank, der ihm den Weg aus diesem Jammertal durch das dunkle Tor bahnen sollte, in einem Zuge aus. Dann legte er sich auf das Sofa, nahm eine malerische Haltung an und machte sich berit, in Schönheit zu sterben.

Wer beschreibt aber seinen Schrecken, als er die Wirkung spürte! Eilends lief er an einen stillen Ort und kam blaß und matt erst nach drei Stunden wieder zum Vorschein, geheilt von Liebesqual und allem, was der Magen sonst noch beherbergt hatte. Nun erst schaute er nach der Aufschrift des Fläschchens und las beschämt: Rizinusöl!

Weinend saß er die Nacht frei nach Goethe auf dem Rande seines Lagers, aber die Morgenröte sah auch einen innerlich umgewandelten Menschen wieder der Schule zustreben . . .

Das kleine Heim

Von Ludwig Wolfermann.

Der gute genährte Herr, der sich lässig an die Plattformbrüstung lehnte, langweilte sich schrecklich.

Mitten während des Gähnens schwang sich ein kleines, hübsches Fräulein auf das Trittbrett, also entzückend, daß das Gähnen entzweibrach.

„Kruzineser!" sagte der Herr, dem das halbe Gähnen steckengeblieben war. Er drückte den Hut fester und stellte sich aufrecht.

Dann warf er dem Fräulein mit dem paradeisroten, glacierten Hut, dem hellen Kostüm und dem wehenden „Herrenwinker" (der als seidenes Taschentüchlein — aus einem Schwindelsack hervorhing), einen etwas lebhaften Blick, halb Verehrung und halb Vertrautheit, zu. Dieser Blick wurde ignoriert. Das heißt, ihm folgten weitere, das Fräulein, zwischen Tür und Angel stehend, sah sich diesen Herrn an. Es entspann sich über den Köpfen der anderen ein lebhafter Flirt, was den Herrn veranlaßte, seine Handschuhe anzuziehen. Dazu überprüfte er das Aeußere des kleinen Fräuleins, sein Blick glitt über die Wildlederhandschuhe hinweg zu den seidenen Florstrümpfen und den halbenglischen Schuhen. Und das Resultat war, daß es Gelegenheit gab, dieses Lebens nicht ganz überdrüssig zu werden.

Der Flirt schloß mit einem Lächeln. Das Fräulein stieg aus. Der Herr hinter ihr. Unter dem fallenden Laub der Straßenbäume sprach er sie an. Sie warf das Köpfchen in die Höhe und da er sehr geschickt angepackt hatte, ging sie einige Schritte mit ihm. Er gefiel ihr. Er war nett, ja sogar ein wenig luxuriös angezogen. Sie schlenkerte das taubengraue Pompadour heftig hin und her, seufzte manchmal, und immer, wenn es gut dem Thema sich anpaßte. Schließlich lud er sie zu einer Jause ein.

Sie traten in ein feines Kaffeehaus und setzten sich behaglich auf die von müden Lebensgeistern und entzückenden Frauen abgewetzten Samtsofas. Das kleine Fräulein legte das taubengraue Pompadour auf die Marmorplatte, seufzte wieder, sah sich halb rechts in dem Wandspiegel, zupfte die blonden Löckchen zurecht und bestellte sich einen Kaffee mit sehr viel Schlagobers.

Er... mein Gott, er gratulierte sich stürmisch und sagte sich, daß er heute ein ausgesprochenes, unerhörtes Glück gehabt habe, die Bekanntschaft der kleinen, netten Anmut gemacht, die Anspruchslosigkeit in Person erwischt, und vorauszusehen war, daß die Treue diesmal eine ewige sei...

In seine Betrachtung hinein sagte das treu aussehende Fräulein:

„Ach, so ein Kostüm, von der Dame dort, gefällt Ihnen das?"

„Ganz hübsch!"

„Und solche Schuhe mit den Spangen..." träumte sie weiter.

Da entfiel ihm plötzlich eine dumme Frage: „Sagen Sie, Fräulein, was würden Sie machen, wenn Sie sehr viel Geld hätten?"

Sie sah ein wenig gestört und unentschlossen auf, dann lächelte sie: „Warum fragen Sie denn so komisch? Das ist ja langweilig!"

„Langweilig? Es interessiert mich!"

„Geld!" sagte sie. „Das ist ja eine Dummheit. Ich brauche kein Geld! Aber, wissen Sie, was ich will? Häuslichkeit, Möbel, eventuell einen schönen Teppich, eine schöne Tafel für zwei, die sich sehr gerne haben und ... einen echten Kanarienvogel, mit einem Wort: ein kleines Heim."

Sie träumte vor sich hin.

Ferne Musik. Ein Traum im Alltag. Hundert Träume, tausend Träume im Alltag kleiner Mädchen.

„Ein Heim haben, ein kleines Heim, eine eigene Wirtschaft, ein paar Möbel, einen Mittagstisch und ein Abendessen ... eine angebrannte Erdäpfelsauce. Es ist die alte Wurscht!" brummte er.

„Was?" fragte aufwachend.

Er zahlte plötzlich, ging mit ihr rasch auf die Straße, entschuldigte sich hastig, verabschiedete sich, lächelte ein wenig und war gleich darauf zwischen dem funkelnden Lichterspiel der Autos und Wagen verschwunden.

Sie stand allein da. Grauer, milchiger Nebel schwebte hoch um die Bogenlampen und Baumkronen, blasses Licht strömte durch das Laub, Straßenlärm toste um das kleine Fräulein. Seltsam, dachte sie sich, daß alle Männer die Flucht ergreifen, wenn man vom kleinen Heim zu erzählen beginnt.

Der Kellner Josef

Von Franz Dettner (Wien).

Er hat schon graue Haare, aber er ist noch immer der blasse, schüchterne Knabe geblieben, demütigend scherzend mit jedem aufgeblasenen Choleriker. Zierlich und schlank wie ein Page aus brokatknisternden Tagen: mit unnachahmlicher Grazie trägt er das Tablett. Er schwebt unirdisch, die Platte schwenkt kaum und die Gläser klingen flüsternd: vornehme, seltsame Musik. Er neigt sich zu der flotten dekolletierten Dame mit dem Fischmaul, lächelt freundlich, wirft graziös Metallstücke auf den Tisch. Er streift sie ab, mit einer müden, herben Geste und lächelt. Er lächelt immer und schweigt. Denn er ist kein gewöhnlicher Kellner. Er sieht nur so aus, und sein Lächeln ist eine Tragödie. Die Tragödie einer stummen, lichtsehnsüchtigen Ahnung. Etwas schlummert in seinen schönen rehbraunen Augen: ein stolzes Tier und der Durst nach Glanz und Heldentum. Der monotone Frack ist eine schlechte Maske.

Er ist ein Dichter. Abends, wenn er alle Lampen gelöscht, und die Stühle zu schwärzlichen Pyramiden getürmt hat — ist er allein in seiner winzigen, lichtscheuen Mansarde. Dann nimmt er ein großes, in rotes Saffianleder kunstvoll gebundenes Buch und liest mit glühenden Wangen. Das Oellicht flackert trübe. Er liest und in seinem erregten Hirn sammeln sich heilige, herrliche Gedanken. Bilder lösen sich: in Prunk und Duft und mondbeschienenen Gärten. Er träumt mit offenen, nachtdunklen Augen. Und das feine, blasse Lächeln ist um seinen Mund.

Josef, ich habe dich immer bedauert, glaube es mir. Ich war dein gütiger, stiller Freund. Als du immer kränklicher wurdest, erschrak ich tötlich beim Anblick deiner schmalen zitternden Hände. Die Tassen und Gläser klirrten leise und es gab eine Dissonanz. Du gingest etwas schief: man sagte mir, du seiest nicht ganz gesund. Ich war sehr traurig, denn ich habe dich gerne gehabt, deinen leisen, schwebenden Gang voll Würde und gütiger Bescheidenheit, dein ewig junges Lächeln, deine sanften, rehbraunen Augen, deine feine Zurückhaltung, deinen Stolz.

Nun bist du tuberkulös, du liegst in deiner engen, unfreundlichen Kammer und sehnst dich nach der Sonne — ja sogar nach den Rauchschwaden, dem Menschengeräusch, den fahlen Lampen im Cafee. Du möchtest noch leben, ein wenig noch; denn du hast so viel gelitten, gewollt und so wenig erlebt. Morgen werde ich dich besuchen. Du wirst sehr erstaunt sein und eine große Frage wird deine Augen erhellen.

Dann wird du wohl sterben müssen. Du wird ganz still dich entfernen: noch etwas zögernd und mit deinem sanften, ahnungsvollen Lächeln. Dann wirst du plötzlich nicht mehr sein und niemand wird um dich trauern — außer mir.

Nun werde ich allein in einer gewohnten Ecke sitzen und an dich denken. O, wie werden diese Abende traurig sein.
